№ 184. Zweites Blatt.

Dienstag, 9. August.

Die „Volks-Zeitung" erscheint täglich zwei Mal — Morgens und Abends — mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Festtagen.

Expeditions-Stelle: W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46

Redaktion: W., Lützowstraße 105.

Chef-Redakteur: Karl Vollrath in Berlin.

Für den Inseratentheil verantwortlich: Gustav Quiten in Berlin.

Druck und Verlag der „Volks-Zeitung". Aktien-Gesellschaft Berlin W., Lützowstraße 105.

Volks-Zeitung.

Organ für Jedermann aus dem Volke.

Mit der Gratis-Beilage: Illustrirtes Sonntagsblatt.

Berlin. 1892. — 40. Jahrgang.

Abonnementspreis für Berlin: Vierteljährlich incl. Botenlohn 4 Mk. — Pf. Monatlich „ „ 1 „ 35 „ Wöchentlich „ „ „ 33 „

Beim Selbstabholen aus der Expedition: Quart. 3.25 Mk., Monat 1.10 Mk., Woche 30 Pf.

Bei allen Postanstalten: in Preußen, ganz Deutschland und Oesterreich pro Quartal 4.50 Mark, zweimonatlich 3 Mark, dritte Monat 1.50 Mark

Einzelne Nummer 10 Pfennig.

Insertionsgebühr: Für die gewöhnliche Zeile 40 Pfennig.

Berlin, den 8. August 1892.

Von der berliner Weltausstellung. In der letzten Nummer der „Volks-Zeitung" gaben wir zur Kennzeichnung der Dummheit, mit welcher in gewissen Kreisen gegen die Idee der berliner Weltausstellung gekämpft wird, Teile eines Artikels der „Pol. Korresp." wieder, der anscheinend einen offiziösen Ursprung hatte. Wir bemerkten dazu: „Was die von ihm (dem anonymen Korrespondenten) gegen die Ausstellung entwickelten unglaublich geistreichen „Sentiments" betrifft, so möchten wir zu Gunsten Caprivi's annehmen, daß dies alles eigene Ideen des Verfassers sind; müßten wir uns entschließen, zu glauben, daß Caprivi über die Ausstellung auch nur annähernd ähnlich denkt, so würden wir uns eines Gefühls aufrichtigen Mitleids mit dem Deutschen Reiche nicht länger erwehren können." — Die „Nordd. Allg. Ztg." beeilt sich demgegenüber, in offiziösem Sperrdruck auf das Bestimmteste zu versichern, daß der Ursprung des fraglichen Artikels weder direkt noch indirekt auf den Herrn Reichskanzler Grafen v. Caprivi zurückzuführen sei. Um so schlimmer ist es dann allerdings, daß in Berlin unter der Maske der Offiziosität Leute ihr Wesen treiben, die durch ihre schriftstellerischen Hauswurstiaden die leitenden Männer in den Verdacht bringen, Ansichten zu hegen, die von ihnen, den anonymen Hauswursten, in auswärtigen Korrespondenzen unter dem Anschein der besonderen „Eingeweihtheit" an den Mann gebracht werden.

Aus Magdeburg, 8. August, schreibt man uns: In dem in diesen Tagen hier verhandelten Majestätsbeleidigungs-ꝛc. Prozeß gegen zwei Kolporteure und einen Expedienten wurde, laut der „Volksstimme", festgestellt, daß dem Expedienten Königstedt in der Untersuchungshaft von einem Militärposten Wurst und Priemtabak zugesteckt worden ist. Königstedt bot davon einem Mitgefangenen etwas an, der ihn sofort denunzirte. Der Militärposten soll für seine Durchstecherei mit neun Monaten Festung bestraft worden sein; gegen Königstedt aber erließ der Erste Staatsanwalt folgende Ordre:

„Weil Königstedt Durchstechereien mit einem Posten vorgenommen hatte und sich bei seiner Vernehmung renitent gezeigt hat, indem er seine Aussage verweigerte; weil er Verbindung mit Leuten außerhalb des Gefängnisses angeknüpft hat und es demgemäß nicht ausgeschlossen erscheint, daß er sich eventuell seiner Strafe durch die Flucht entziehen würde, wird Königstedt gefesselt."

Königstedt wurde, so berichtet die „Volksstimme" weiter, mit einer schweren Fußkette an den Fußboden angeschlossen, während eine gleiche Kette seine linke Hand mit dem linken Fuß verband. Diese Ketten seien erheblich schwerer gewesen, als die bei dem Raubmörder Erbe angewandten. Während außerdem Handschelle und Fußring bei Erbe mit Leder ausgekleidet gewesen, habe sich Königstedt durch das blanke Eisen die Haut durchscheuern lassen müssen. Diese Härte erscheint der Bestimmung des § 116 der Strafprozeßordnung nicht zu entsprechen, welcher lautet:

„Fesseln dürfen im Gefängniß dem Verhafteten nur dann angelegt werden, wenn es wegen besonderer Gefährlichkeit seiner Person, namentlich zur Sicherung Anderer erforderlich erscheint, oder wenn er einen Selbstentleibungs- oder Entweichungsversuch gemacht oder vorbereitet hat."

Daß auch nicht der Staatsanwalt, sondern der Richter die Fesselung zu verfügen hat, erhellt aus dem bereits angeführten Paragraphen der St.-P.-O. Es heißt dort:

„Daß die nach Maßgabe vorstehender Bestimmungen (in Bezug auf Fesselung und Behandlung der Gefangenen) erforderlichen Verfügungen der Richter zu treffen hat. Die in dringenden Fällen von anderen Beamten getroffenen Anordnungen unterliegen der Genehmigung des Richters."

Der Untersuchungsrichter hat aber erst mehrere Tage später, und zwar durch eine Beschwerde Königstedts, von der Fesselung desselben Kenntniß erhalten. Dem Genannten wurden die Fesseln nach 20 Tagen in Folge seines Wohlverhaltens wieder abgenommen. Diese Skizze bildet einen Beleg für die vielfach behauptete „humane" Behandlung in den deutschen Gefängnissen.

Das Beluftigende in dem neuen Bruderkussverhältniß des Herzogs von Lauenburg und des Professors Ernst Haeckel entgeht nicht einmal der „Kreuz-Ztg.", die an der Förderung der in Bezug auf den „Säkularmenschen" in einem glücklicherweise immer mehr zusammenschrumpfenden Teile des deutschen Volkes herrschenden großenwahnsinnigen Vorstellungen so schuldig ist, wie irgend ein anderes reaktionäres Blatt. Das fromme Organ bemerkt zu dem „öffentlichen Danke Haeckels (s. Erstes Blatt) mit diabolischem Humor:

„Es ist schlimm, daß der Fürst Bismarck nun noch in die urschleimartige Komik (bathybius Huxeck.) dieses politischen Abderitentums hineingezogen wird. Aber freilich, ohne Schuld ist der Fürst Bismarck nicht, er hat sich nicht nur in diese Gesellschaft begeben, sondern auch leider den Ton angeschlagen, der nun disharmonisch weiter klingt. Wer dem Fürsten Bismarck vor zehn Jahren gesagt hätte, er würde noch einmal auf dem Markte in Jena das „gebildete Bürgertum Deutschlands" zum Kampfe für die Stärkung des Parlaments aufrufen und als Zeichen des so zwischen ihm und diesem „Bürgertum" geschlossenen Bundes von Herrn Haeckel sich umarmen lassen — den würde er schön angesehen haben. Haben dieses „herrliche Marktfest" in Jena und sein Festredner, Herr Haeckel, wirklich dem Fürsten Bismarck mehr „imponirt", als der Reichstag, der ihm nach seinem früheren Geständniß so gar wenig imponirte?"

Uebrigens bedauern wir aufrichtig, daß zur Zeit nicht ein sicherer nationalliberaler Reichstags-Wahlkreis frei ist, so daß Herrn Haeckel nicht die Gelegenheit gegeben werden kann, seinerseits an der Hebung des parlamentarischen Ansehens als Reichstagsabgeordneter mitzuwirken. Aber vielleicht tritt ihm der Abgeordnete für Otterndorf-Geestemünde, der ja von seinem Reichstags-Mandat doch keinen Gebrauch machen zu wollen scheint, den 19. Hannover'schen Wahlkreis freundschaftlichst ab?

Da der von dem **ehemaligen Reichskanzler** in Umlauf gesetzte Ausdruck „Reichsfeind" für jeden, der von dem Erfinder mit dieser Bezeichnung regalirt wurde, sich nach Lage der Sache zu einer Ehrenbezeugung wandelte und das Schlagwort somit mehr und mehr seinen Sinn verlor, so hat einer der Bismarck-Mamelucken für die früher „Reichsfeind" geschimpften deutschen Staatsangehörigen, den Ausdruck **„Reichslumpe"** erfunden. Ob Herr Bewer — dies der Name des Erfinders — auf das Wort bereits ein Patent genommen, wissen wir nicht. Jedenfalls besteht Deutschland nach Abzug der unentwegten Bismarckfexe zur Zeit nur aus „Reichslumpen", zu denen natürlich auch die Personen gehören, gegen welche von der Redaktion der „Hamb. Nachr." aus in täglich sich wiederholendem Schießsport die bekannten vergifteten Pfeile geschleudert werden. Ihnen einmal ein liebliches Kosewort anzuhängen, scheint lediglich der Zweck der neuen Erfindung zu sein.

Zu dem Streite Vollmar-Liebknecht bringt der „Sozialist", das Organ der unabhängigen Sozialisten, auch seinerseits einiges Material bei. Er will Herrn Liebknecht nachweisen, daß derselbe mindestens ein ebenso guter „Staatssozialist" sei wie Herr von Vollmar und zitirt von Liebknechts eigenen Aeußerungen:

„Wir glauben, daß es ein Zeichen niederer Kultur ist, wenn der Gegensatz zwischen Arm und Reich groß ist. Wir glauben, daß die fortschreitende Kultur allmählich diesen Gegensatz ausgleichen wird, und wir glauben, daß der Staat, von dessen Zweck und Bestimmung wir die höchste Vorstellung haben, die Kulturaufgabe hat, den Gegensatz zwischen Arm und Reich aufzuheben, und weil wir dem Staate diese Mission zuerkennen, darum treten wir im Prinzip für dieses Gesetz — das Unfallversicherungsgesetz — ein. (Stenographischer Reichstags-Bericht, 4. Legislaturperiode IV. Session II. Band 1881, Seite 1453.)

Ferner:

„Der Kulturmensch kann nur im Staat existiren, und darum scheuen wir uns keineswegs vor dem Einwand, der von jener Seite (zur linken) gemacht wird, daß wir, indem wir auf diesem Gebiete für die Staatsversicherung eintreten, dem Staate eine allzu große Macht einräumen. Diese Gefahr ist nicht vorhanden. Auch Vollmar sagt, daß „die Entwicklung der Verhältnisse in Deutschland längst jede Gefahr, welche aus einer Benutzung des Staatssozialismus zu machtpolitischen Zwecken entstehen könnte, beseitigt hat." Wir wissen allerdings, daß der jetzige Staat durchaus nicht den Idealen, welche wir vom Staat haben, entspricht, aber wir wissen auch, daß die Gewalt der Dinge stärker ist, als der Wille des Menschen. . . ."

Und weiter:

„Das vorliegende Gesetz ist an sich sehr unbedeutend. Sie fürchten es wegen dessen, was drum und dran hängt. Es ist das spitze Ende des Keils, welcher in die bürgerliche Gesellschaft eingetrieben wird, das dicke Ende wird nachkommen, ob Fürst Bismarck will oder nicht. Die Verhältnisse sind stärker wie er. Sie haben also vollkommen Recht, dieses Gesetz vom Standpunkt der Klasseninteressen zu fürchten, es wird weiter führen. Fürst Bismarck hat dies selber schon angedeutet. Indem der Staat die Versicherung gegen Unfälle in der Industrie in die Hand nimmt, bringt er sich in die Lage, auch die Kontrolle über die Industrie in die Hand nehmen zu müssen. Das ist absolut notwendig. Wollte Fürst Bismarck nicht diese Konsequenzen, so wäre das Gesetz eine elende Farce, schlimmer als das elendeste Wahlmanöver, und das können wir dem Fürsten Bismarck doch nicht zutrauen. Dafür, daß es ihm Ernst ist, bürgt seine Stellung, sein Interesse, er muß.

„Nun, meine Herren, daß die Kontrolle der gesammten Arbeiterverhältnisse an diesem Gesetze hängt, ist zugegeben worden. Fürst Bismarck ist schon weiter gegangen, er hat gesagt: „Ja, wenn die Dinge so stehen, daß die Großindustrie nicht mehr konkurriren kann, daß einzelne Fabriken von Privatindustriellen nicht mehr betrieben werden können, dann muß der Staat eintreten." Wohlan, meine Herren, der Fürst Bismarck mag so weiter gehen, nach unserem Ziele — auf diesem Wege marschiren wir zusammen, und nicht wir an seinen Rockschößen. . . ." (Dieses Zitat befindet sich auf Seite 1455 des amtlichen Stenogramms.)

Die „Köln. Volksztg." schreibt: „Der Klatsch in radikalen, mittelparteilichen und selbst konservativen Kreisen ist unglaublich, und das meiste dreht sich um die Person des Kaisers. Sehr auffällig war uns hier und da eine neuerliche Schwenkung zu Gunsten Bismarck's; bei manchen schien uns der Wunsch zu Grunde zu liegen, Caprivi durch Waldersee ersetzt zu sehen. Die Sozialdemokraten lachen sich darob ins Fäustchen und meinen, je mehr Unruhe und Wechsel, desto besser „für uns". Sie sind in der Tat die lachenden Dritten. Ohne schweren Schaden für Kaiser und Reich kann das kaum so weiter gehen. . . . Eine solche **Aera der gesüsterten Gehässigkeiten** haben wir in Berlin noch niemals erlebt. Dergleichen war immer das Kennzeichen einer sinkenden Periode des nationalen Lebens. Es läßt sich auch nichts dagegen tun, als durch eine klare, grundsätzliche Politik eine tüchtige Anhängerschaft der Regierung schaffen. Das Wanken und Schwanken ist immer verderblich, die Richtung, welche man proklamirt, muß man auch einhalten, wenn man sich nicht Gegner in den verschiedensten Lagern schaffen will. Der politische Charakter der heutigen „Frondeurs" bringt es mit sich, daß sie, die bisher immer an den Fleischtöpfen der Regierung saßen, durch hinterhaltige Reden ihrer Mißstimmung Ausdruck geben." — Die „Köln. Volksztg." versteht unter einer „klaren, grundsätzlichen Politik" natürlich eine solche, wie sie den Parteien der wemdinger und bielefelder Teufelsaustreiber genehm ist. Die „tüchtige Anhängerschaft" würde sich dann natürlich aus dem Zentrum und dem evangelischen Junker- und Muckertum rekrutiren. Nun, wir stehen tiefer in einer solchen Politik, als Optimisten glauben wollen. Aber mit der „tüchtigen Anhängerschaft" dürfte es seinen Haken haben.

Nachdruck verboten.

28)

Das gestohlene Paradies.

Roman von Hugo Klein.

(Fortsetzung.)

11.

Im Laufe unserer Erzählung haben wir zwei Personen, welche das Interesse der Leser sicherlich verdienen, ganz aus dem Auge verloren. Es sind dies die schöne Tänzerin Terka und ihr Gatte, der Theaterarzt Dr. Simai.

Die Beiden hatten einige Wochen nach der Vermählung Juliska's den Weg zum Traualtar angetreten. Dann nisteten sie sich in einem kleinen, lauschigen Häuschen der Bajzagasse ein, wo sie ganz ihrem jungen Glücke leben wollten.

Zwei Jahre sind seitdem verflossen — was ist aus ihnen geworden? Sind sie noch immer verliebt und glücklich? Zanken sie sich noch immer, um die ganze Süße der Versöhnung auszukosten?

Statten wir ihnen einmal einen Besuch ab. Das Wetter ist ohnehin recht einladend und doppelt freundlich in der idyllischen Bajzagasse. Ein sonniger Junimorgen mit lauen Lüften und Blütenduft.

Frau Dr. Simai sitzt auf der epheuumsponnenen Veranda ihres Hauses. Sie häkelt eifrig an irgend einem kleinen Zeug — ist es ein Röckchen oder ein Höschen? Aus seinen vagen Formen kann noch Alles hervorgehen — vielleicht ist es gar ein Häubchen? Oder ein Lätzchen? Wir könnten nicht darauf schwören, daß es das Eine oder das Andere, jedenfalls ist es für die kleine Weltbürgerin bestimmt, die eben drei Monate alt geworden ist und an der Seite der Mutter in ihrer Wiege mit einem bunten Lappen spielt.

„Ich sage Dir," hebt Frau Terka an, indem sie sich zu ihrem Gatten wendet, der unfern von ihr seine Pfeife raucht und die blauen Rauchwolken gelassen in die schöne Natur hinausbläst, „ich sage Dir, die kleine Gitka ist die geborene Tänzerin. Schon jetzt giebt sich das Talent kund. Als ich sie heute Früh auf den Tisch stellte, um zu sehen, ob sie schon fest auf den Beinchen stehen könnte, machte sie ein paar Tanzschritte, welche unseren Balletmeister in Entzücken versetzt hätten."

„Ich an Deiner Stelle," sagte der Theaterarzt gelassen, „ich ließe schon morgen ihr Auftreten ankündigen. Das wäre ein Zulauf!

„Vielleicht nicht? Was, Gitka? Würden wir keine Zugkraft ausüben? O, das liegt im Blute!"

„Die Preise sollten jedenfalls erhöht werden."

„Du spottest — aber wir sind über Deinen Spott erhaben — was, Gitka?"

„Spotten? Behüte! Ich schwelge schon jetzt im Vaterstolz."

„Hoffentlich zweifelst Du nicht an ihrem Talent?"

„Das würde ich mich nie getrauen!"

„Gott sei Dank! Und wenn es sich so entwickelt, wie die Anlagen vorhanden sind, wird sie einmal eine gar gefeierte Tänzerin sein."

„Hm . . ."

„Du meinst?"

„Daß ich nicht die Absicht habe, sie Tänzerin werden zu lassen."

„So? Und warum, wenn ich bitten darf?"

„Warum?"

„Ja, warum?! Hast Du nicht eine Tänzerin zur Frau genommen? Bereust Du es etwa?"

„Gewiß nicht."

„Ich hoffe . . . Du siehst, es kann auch eine Tänzerin eine gute Hausfrau werden. . . . Aber Du machst schon wieder eine so verzweifelte Miene. . ."

„Weil Du so im Allgemeinen sprichst. Ich habe ja nichts gegen die Tänzerinnen, das habe ich bewiesen. Aber ich mußte Hundert begucken, bevor ich Eine fand, welche . . .

„Ah, Du hast Hundert beguckt? Da erfährt man ja wunderschöne Dinge!"

„O, nur aus Liebe zur Kunst, rein als Liebhaber . . ."

„Natürlich, als Liebhaber . . . . Du gehörst zu den Richtigen!"

„Zu den Richtigen — was will das sagen?"

„Zu den Duckmäusern. Diese tun, als ob sie nicht bis drei zählen könnten, indessen kommen sie im Handumdrehen bis hundert . . .

„Du glaubst doch nicht . . .?"

„Die Männer sind von einer Verderbtheit, sage ich Dir — die Haare ständen Einem zu Berge, wenn man es ausdenken wollte!"

„Du erlaubst, daß ich Dir widerspreche."

„Schon wieder!"

„Ich gestehe, ich komme oft in die Lage, Dir widersprechen zu müssen."

„Ah, er gesteht!"

„Aber das ist, weil Du schiefe Ansichten hast."

„Schiefe Ansichten! Hörst Du, mein Kind, wie Deine Mutter beleidigt wird? Schiefe Ansichten! Darum mußte ich eine glänzende Theaterlaufbahn, rauschende Erfolge, meine Kunst im Stiche lassen, um das zu hören! Schiefe Ansichten! O, Gitka, mein Herzchen, warum bist Du kein Mann!"

„Nun, was wäre dann?"

„Wenn meine Tochter ein Sohn wäre, würde dieser die Beleidigung rächen, die seiner Mutter zugefügt wurde."

„Das ist wieder so eine ganz falsche Ansicht."

„Ah . . ."

„Denn ein Sohn hält immer zum Vater."

„Glaubst Du?"

„Nur ein Mädchen erbt die Logik der Mutter und tritt für dieselbe ein."

Meine Logik gefällt Dir also auch nicht?"

„Schätzchen, mir gefällt so viel an Dir, daß mir doch auch etwas mißfallen darf."

„Du willst nur die bittere Pille überzuckern — aber meine Logik gefällt Dir nicht. Du hast es gesagt . . ."

„Nun ja, Kind, Deine Logik macht manchmal Luftsprünge."

„Ich danke für die Anspielung. Ich habe übrigens mit der Logik, die Luftsprünge macht, einen Mann gefunden — allerdings einen rückschrittslosen, herzlosen Mann, aber doch einen Mann — und wenn meine Tochter meine Logik erbt, wird sie auch einen finden und hoffentlich einen bessern."

„Hahaha!"

„Lache nicht, Dein Lachen macht mich nervös. Du hast

*) Neu eintretenden Abonnenten wird der Anfang dieses Romans auf Wunsch von der Expedition der „Volks-Zeitung" gratis nachgeliefert.